

# Zielscheibe Missionarsfamilie

## LEBEN IM SPANNUNGSFELD



**H**och motiviert, bestens vorbereitet, umfangreich ausgerüstet und gründlich informiert taucht die junge Familie in eine fremde Welt (Kultur) ein. Fremde, bisweilen unheimliche Gestalten mit undefinierbaren Gesichtsausdrücken, unverständlicher Sprache, Gestik und Manieren, komischer und anmutender Bekleidung, seltsamen und üblen Gerüchen, überwältigen. Alles ist richtig aufregend und spannend. Nach der ersten Mahlzeit wird klar, dass auch die Geschmäcker sehr unterschiedlich sind. Die mitgebrachte Digitalkamera ist ständig im Einsatz, der Speicher läuft über. Die ersten intensiveren Begegnungen folgen, viele Eindrücke der bevorstehenden Arbeit und der Einsatzbedingungen werden verständlich. Je länger, desto intensiver stellt sich heraus, dass bei der Umsetzung der vielen Ideen vieles anders läuft, als man es sich vorgestellt hat. Der gewohnte Automatismus, die hilfreiche Computertechnik, die Verfügbarkeit von Material und Dienstleistungen, die Verbindlichkeit, der Ordnungssinn, das Verantwortungsbewusstsein wie in der guten alten Heimat scheinen nicht vorhanden zu sein. Der innere Kampf mit Frust, Ärger und Enttäuschung beginnt. Das Missionsziel ist in weite Ferne gerückt. Ob diese Spannung zwischen Berufung und Kontext, zwischen Theorie und Praxis ausgehalten werden kann, entscheidet meist nicht der Missionar allein, sondern seine ganze Familie mit.

Geprägt durch die moderne Gesellschaft mit dem Reichtum von schier unbegrenzter Information, gesegnet mit unzähligen Möglichkeiten und vorgespielten Freiheiten, ist auch die Familie an sich individualistisch und unabhängig geworden. „Privat“ wird groß geschrieben, der eigene Lebensraum wird zum Hoheitsgebiet.

**Welten prallen aufeinander:** Die postmodern geprägte Missionarsfamilie taucht nun ein in eine Welt, deren Lebenswirklichkeit so ganz anders ist. Feuer und Wasser begegnen sich aufs heftigste. Es zischt und qualmt. Hohe Energieverluste auf beiden Seiten sind die Folge. Auf was stößt denn die Missionarsfamilie? Wie sieht die Realität aus?

Aus einer individualistisch geprägten Gesellschaft kommend, in der jeder für sich selber die Verantwortung trägt und nicht von jemand abhängig sein möchte, steht man plötzlich ganz anderen Werten gegenüber. Man befindet sich auf einmal in einer Welt, die vor allem beziehungsorientiert ist. Das heißt, Ziele, Ergebnisse,

Glaube, Wahrheit, persönliche Souveränität unterliegen dem höchsten Gebot guter persönlicher Beziehung und Solidarität mit der Verwandtschaft, der Dorfgemeinschaft und dem Stamm. Das Wort „privat“ wird sehr klein geschrieben. Individualismus, mit persönlicher Entscheidungsfreiheit und Selbstverwirklichung wird immer dem Gemeinwohl und den guten Beziehungen untergeordnet. Das Wichtigste ist nicht die Sache, der Plan oder das Projekt, sondern der Mensch mit seinen allzu menschlichen Bedürfnissen.

Auf Wiedersehen Selbstverwirklichung! Tschüss Mobilität! Ade Eigenverantwortung!

Die Missionarsfamilie muss sich mit einer ganz anderen Denkweise im Einsatzland auseinander setzen. Zum Beispiel ist es in vielen Kulturen selbstverständlich zu stehen, wenn damit der eigene Bruder vor dem Hungertod bewahrt bleibt, oder zu lügen (falsche Aussagen), wenn dadurch die Gefängnisstrafe der Schwester oder des Vaters etc. verkürzt werden kann, oder zu betrügen, um das Geschäft des Onkels vor dem Bankrott zu bewahren. Korruption hat hier ihren fruchtbaren Boden. Kinder gehören nicht nur uneingeschränkt Vater und Mutter, sondern auch Opa und Oma und der Sippe. Sie arbeiten für das Gemeinwohl aller. Wohnort, Arbeitsplatz, Eigentum, Ausstattung unterliegt dem Urteil der Familie oder der Dorfgemeinschaft. Bis hin zur Partnerwahl sind Vorgaben der Familie und des Stammes etc. einzuhalten. Deshalb sind Kinder-, Alten- und Erholungsheime, sowie Renten- und Lebensversicherungen kein Thema.

Denkweisen, die in der fremden Kultur selbstverständlich sind, führen aber oft zu einer gewissen Erwartungshaltung an die Missionarsfamilie. Welchen Spannungen sind sie ausgesetzt?

Oft wird die Einbeziehung der ganzen Familie in den missionarischen Dienst als selbstverständlich erwartet. Es wird nicht verstanden, wenn nur der Missionar zum Gottesdienst erscheint, weil er zu predigen hat und der Rest der Familie zu Hause bleibt (weil der Gottesdienst so „unendlich lange“ dauert oder die Kinder nicht ständig angeschaut und angefasst werden wollen). Es wird selbstverständlich erwartet, dass die Bedürfnisse der Familie dem Interesse der Gemeinde, der Gemeindebewegung, oder der dortigen Gastgeber etc. zurück stehen müssen. Verzicht und Opfer sind angesagt. Die Familienwohnung soll für alle offen stehen, das Essen geteilt, das Auto zur Verfügung stehen





und man soll auch noch die Privatbank für alle sein!

Die meisten Missionarsfamilien sind auch tagtäglich mit großer Armut konfrontiert und die Erwartungen an den Europäer sind groß. Auch hier steht man in einem Spannungsfeld, wo man immer wieder entscheiden muss, ob dringende Hilfe nötig ist oder einfach nur gebettelt wird.

Ein anderes Spannungsfeld kann die erhöhte Kriminalität im Einsatzland sein, bewaffnete Einbrüche und Überfälle treten gehäuft auf. Die ganze Familie fühlt sich unsicher und eine unterschwellige Angst kann sich einschleichen.

Das Bangen ob der Antrag für ein Arbeitsvisa genehmigt wird kann manchmal sehr aufreibend sein.

Die Trennung der Familie, bedingt durch den Einsatz des Missionars, entfernt vom Wohnort, kann zur Belastung werden. Ebenso, wenn die schulische Ausbildung der Kinder an einem anderen Ort stattfinden muss und die Kinder nur in den Ferien nach Hause kommen.

Auch ein extrem heißes Klima kann sehr beschwerlich sein.

Enge Freundschaften in einer anderen Kultur aufzubauen, benötigt viel Zeit. Freundschaften mit gleichen Kulturen sind oft nicht gegeben oder sie bestehen nur für kurze Zeit, weil die Freunde nur für begrenzte Zeit im Land bleiben. Wenn man lange Zeit am selben Ort ist, kann es sein, dass man immer wieder neue Freundschaften knüpfen muss. Vor allem ist es auch für die Kinder nicht leicht, gute Freunde zu verlieren. Es hat jedoch auch einen Vorteil, dass man Freunde in aller Welt hat. Man lernt neben den Einheimischen viele andere Nationalitäten kennen. In abgelegenen Gegenden ist man oft der einzige Ausländer, umso wichtiger ist dann der Kontakt zu Freunden in der Heimat.

Im Einsatzland hat meistens der Mann die Arbeitsbeschreibung. Die Frau, auch wenn sie eine gute Ausbildung hat, muss meistens erst selber herausfinden, wie ihr Dienst aussehen könnte. Die Kinder brauchen zuerst ihre Aufmerksamkeit. Deshalb kann sie sich leicht ungebraucht fühlen und die Frage kommt auf: „Was mache ich hier eigentlich!“ Hinzu kommt Heimweh und die Sehnsucht nach Familie und Freunden.

Die Missionarsfamilie wird mit sehr vielen Ansprüchen und Erwartungen konfrontiert. Doch nicht allen Anforderungen, die aus dem kulturellen Hintergrund heraus gestellt werden, muss die Familie gerecht werden. Hier gilt es, zu lernen, was ein absolutes „muss“ ist

oder was man nicht unbedingt tun braucht. Es gilt die Grenzen für die eigene Familie abzustecken, die eigenen Bedürfnisse mit dem missionarischen Dienst abzuwägen und in Einklang zu bringen.

Frontalangriff auf die postmoderne Familie. Spannungen bei der Umsetzung der Berufung im täglichen Leben. Wie kann eine Missionarsfamilie diese Spannung aushalten?

**Die Missionarsfamilie – ein starkes Team:** Mann und Frau müssen berufen sein. Nur so können sich die Partner ergänzen und die Kinder sich mit der Berufung ihrer Eltern identifizieren und gemeinsam Schwierigkeiten gemeistert werden. Der Berufung des Ehemannes oder der Ehefrau nur zu folgen, ohne diese selbst zur eigenen gemacht zu haben, erschwert den Einsatz für alle.

Josua ist uns ein gutes Beispiel, indem er proklamierte: Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Joseph steht zur Berufung seiner Maria. Er nimmt das Kind und seine Mutter und sie flüchten gemeinsam nach Ägypten. Die Spannung zwischen Berufung und Kontext halten Maria und Joseph gemeinsam aus.

Ein Einstieg in die missionarische Arbeit, ohne klare Identifikation durch den Partner, hält der Zerreißprobe in schwierigen Zeiten nicht stand. Die Ausdrücke: „sein“ oder „ihr“ Dienst wären besser zu ersetzen mit „unserem“ Dienst. Nimmt ein Partner nur Anteil am missionarischen Einsatz und wird nicht Teilhaber, wird der Dienst keine nachhaltigen Spuren hinterlassen. Ein vorzeitiger Abbruch der Arbeit und eine Abreise in die Heimat sind dann schon vorprogrammiert. Teilhaben an etwas bedeutet: dazu gehören, mittragen, im Gebet unterstützen, mit Anregungen und Ideen ergänzen. Bei einer Anteilnahme steht man eher daneben, man nimmt Anteil, an dem was geschieht, ist aber nicht selbst daran beteiligt. Die Strategie, die Herausforderungen, die ungeklärten Fragen, einfach alles in Bezug auf die missionarische Arbeit sollte „geteilt“ und nicht nur mitgeteilt werden. Auch alle Erfahrungen, Begegnungen, Probleme etc. sollten gemeinsam verarbeitet werden. Gemeinsam und in Einheit ist keine Hürde zu groß und kein Weg zu weit.

Wenn beide Ehepartner in der Berufung leben, identifizieren sich in der Regel auch die Kinder mit der Berufung ihrer Eltern. Sie empfinden dann das Leben in einer anderen Kultur nicht als fremd oder schwer, sondern fühlen sich schnell zu Hause. Nicht selten haben später auch die Kinder von Missionaren eine Berufung in die Mission.

Auf gesunde und ausgeglichene Missionarsfamilien kommt es an, die ein Beispiel und Vorbild christlicher Lebensführung ausleben und als gemischtes und buntes Team effektiv unterschiedliche Zielgruppen ansprechen können.

***Neben vielen anderen guten Modellen, ist die Missionarsfamilie immer noch das beste, stärkste und schlagkräftigste „Missionsteam“!***

Für sie wollen wir um ausreichende Spannkraft nach innen und außen beten.

Siegfried Bongartz

